



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Weser, E. U. v. d.: Hermann Allmers

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nationale Politik, ohne Sentimentalität, ohne Rücksicht. Sie unterstützten Friedrich den Großen, weil es für England nützlich war, festländische Nebenbuhler wie die Franzosen auf dem Festlande beschäftigt zu sehen, und als sie ihr Schäfchen ins Trockne gebracht hatten, als die Franzosen aus Indien und Kanada vertrieben waren, ließen sie ihn schnöde im Stich. Wäre England ein Festlandstaat, sie hätten Rücksichten nehmen müssen, doch durch das Meer vor Angriffen geschützt, konnten sie thun, wie ihnen beliebte, und über den Vorwurf des perfiden Albions lachen. Ob Tories, ob Whigs, sie alle trieben dieselbe Politik. *Right or wrong, my country!* war aller Wahrspruch. Andre Völker mochten sehen, wie sie sich damit abfanden. In nationaler Politik, die sich mit dem Vortheil der herrschenden Klasse deckte, lag das Geheimnis des Erfolgs der parlamentarischen Adelsregierung in England während des achtzehnten und im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

(Schluß folgt)



Hermann Allmers



ie den alten Wikingerkönigen beim Gange nach Walhallas Wonneseß der Holzstoß flammte, so lodert in unsern Tagen dem Menschen, der aus der Menge weit sichtbar hervorragt hat, die leuchtende und manchmal wärmende Flamme der Nekrologe. Ist sie erloschen, so behauptet sich ein Gluthaufen noch lange Zeit, ein weniger weithin sichtbarer, aber meistens dauerhafter in seiner Wirkung. Dem alten Nachkommen der seefahrenden friesischen Bauern, der am 9. März auf seinem väterlichen Marschenhof die Augen schloß, sind im letzten Viertel seines Lebens riesige Ruhmesopfer geweiht worden. Viele hat er verdient, vieles wurde übertrieben von Leuten, die ihn erst in den allerletzten Jahren kennen gelernt hatten, ohne recht die eigentliche Natur seines Wesens zu erfassen, die aber, einer gewissen Zeitströmung folgend, den Heimathdichter feierten. Die Fülle seines Geistes und Gemüths neben den Schwächen zu ermessen und beides gerecht zu würdigen, ist nur denen beschieden, die viele Jahre ihm näher gestanden haben. Hermann Allmers war vor allen Dingen ein Mann der lebendigen Persönlichkeit. Was ihn litterarisch überlebt, kommt erst denen zur rechten Geltung, die diese eigenthümliche Persönlichkeit genau gekannt haben. Unter diesen vielleicht den jungen Leuten am meisten, weil sie von ihr überwältigt wurden. Fernstehende werden in seinen Schriften nicht leicht den Grund für das staunenswerte Maß von Popularität entdecken, das der Berewigte in den letzten Zeiten genoß, am meisten in seiner nordwestdeutschen Heimat.

Mehr noch als der Dichter selbst hing sein Ruhm von der Scholle ab, die ihn erzeugt, und an der er heimatztreu geblieben hat. Er selbst hat sich vielen ganz andern Idealen zugewandt, die mit seiner Heimat und ihrem

Kultus nicht das Geringste zu schaffen hatten: dem klassischen Altertum, der Kunst des romanischen Baustils, der italienischen Malerei, der italienischen Natur und andern Dingen. Aber er liebte seine nähern Landsleute und seine Gegend, er wurde wieder geliebt, er war ihre Berühmtheit, sie trugen ihn auf den Händen. Als seine Leier längst verstummt war, als er nichts mehr schrieb, kamen Wallfahrten von Vereinen und Schulen auf seinen Rechtenflether Bauernhof — auch eine Erscheinung unsrer verkehrserleichternden Zeit — immer mehr in Gang. Wie einen Patriarchen umstanden ihn die Scharen, und mit der Würde eines Patriarchen wußte er sie zu behandeln.

Sie sind eine eigentümliche Gegend, diese Marschen, denen er entstammt, und in denen sein Geschlecht seit Jahrhunderten nachweisbar ist. Wer sie mit Vorstellungen des Thüringer Waldes oder des Rheins zum erstenmal sieht, hält sie leicht für den Inbegriff der Langweiligkeit und Ausdruckslosigkeit. Viele Meilen lang begleiten sie die Weser zu beiden Seiten, am linken Ufer von Bremen bis zur Nordsee, ja weiter an der Küste entlang bis Ostfriesland und Holland, ohne eine einzige Unterbrechung; am rechten Ufer von Bremen bis Ruxhaven, nur kurz unterbrochen bei Vegesack, das wie Ruxhaven einen Vorsprung diluvialen Sandes bildet; dann beginnen die Elbmarschen. Die Marschen, die die wenig fruchtbare Sandebne, die Fortsetzung der Lüneburger Heide umsäumen, sind Anschwemmungen aus See- und Flußschlick und stehn dem berühmten Milchsamm an Fülle der Pflanzennährstoffe nicht nach. In alten Zeiten konnten sie nur in trockner Sommerzeit benutzt werden, und nur zur Viehtrift, denn die Springfluten gingen über sie hinweg. Wo nicht etwa eine einsame Düne aus dem Schwemmland aufragte (z. B. Berne und Blexen), konnten keine Häuser stehn, und auch das Vieh durfte nicht so weit getrieben werden, daß man es nicht bei plötzlichem Hochwasser rasch hätte auf sicheres Land bringen können. Erst vom Jahre 1000 an beginnt die Eindeichung, um die sich namentlich Erzbischof Friedrich von Bremen große Verdienste erworben hat. Schwer kämpfte der Mensch mit Sturm und Wogenandrang. Erst allmählich gewannen die Deiche größere Festigkeit, sodaß sich Häuser, Dörfer auf und hinter ihnen ansiedeln konnten. Und doch wurde die Springflut oft Herr über das Menschenwerk. Sie zerbrach die Deiche und setzte viele Quadratmeilen unter Wasser. Den Zahdebusen und den Dollart entriß sie dem Menschen wieder; bei beiden Katastrophen verschlang sie viele Dörfer samt den Bewohnern und ihrem Vieh. Bis um die Mitte des letzten Jahrhunderts sind solche Deichbrüche vorgekommen. Auch der vierjährige Allmers hat eine solche Not in seinem Heimatdorfe Rechtenfleth gesehen.

An der ganzen Küste entlang, von der Zuidersee bis nach der jütischen Grenze wohnten und wohnen die Friesen, ein deutscher Stamm von meist riesigem Körperbau, flachsblonden Haaren und eigner, nur noch in wenigen Sprachinseln (Saterland und nordfriesischen Inseln) am Leben gebliebner Sprache. Bis auf diese Stellen hat das niedersächsische Plattdeutsch die friesische Sprache ganz verdrängt. Der friesische Stamm fügte sich am wenigsten von allen in die Staatsordnung des alten Reichs ein. Er saß in seinen schwer zugänglichen Niederungen und bekümmerte sich weder um Kaiser

noch um Herzoge und Grafen. Er bildete freie Bauerngemeinden, die nur lockere landschaftliche Verbände hatten. Erst nach der Reformation wurden die „Hauptlinge“ zu Grafen von Ostfriesland, und die Grafen von Oldenburg Herren über das Rürtingerland. Es war ein trotziges Geschlecht, der friesischen Bauernstand. Auch auf der See war es zu Hause; immerfort mußten die Hamburger und Bremer ihren Handel gegen friesische Seeräuber verteidigen; manchmal suchten sie sie in ihren mit Wall und Wassergraben umzogenen Burgen auf, und wenn sie sie bezwangen, so legten sie ihnen die Häupter vor die Füße; so Bremen mit Dedo und Peto Lübben, Hamburg mit dem trinkberühmten Stortebeker. Auch in der deutschen Dichtung taucht ein Mann auf, der die knorrige Art, die Mächtigkeit in seinem Wesen verkörpert, die seinen Stamm auszeichnet: Friedrich Hebbel. Im ganzen aber tritt das an Volkszahl ja auch nur kleine Friesland weder in Deutschlands Kunst und Wissenschaft noch in seinen staatlichen Kämpfen stark hervor.

Der Allmerssche Stamm ist seit Jahrhunderten in „Osterstade“ (d. h. Ostergestade), am Ostufer der Weser, südlich von Bremerhaven, ansässig gewesen. Er gehört zu dem friesischen Bauerntum, das auf seine Reichsfreiheit und Wehrhaftigkeit stolz war, und zu den verhältnismäßig wenigen dieser Bauernfamilien, die seit altersher ein Wappen führten, und zwar sämtlich einen halben Reichsadler in einem Felde, und verschiedene Zeichen im andern. Sie behaupten, den halben Reichsadler gemeinsam von Barbarossa erhalten zu haben, der ihnen damit eine Art Halbadel zugesprochen habe. Die Legende bezeichnet wenigstens das Selbstgefühl des Bauernstandes.

Das Allmerssche Heimatdorf Rechtenfleth ist ein echtes Marschdorf. Es besteht nur aus etwa einem Duzend Höfen, sämtlich strohgedeckt, und etlichen Häuslings- oder Heuerlings- (d. h. Tagelöhner-) Häuschen. Alle ducken sich hinter den Deich, der ihnen und den Bäumen der nicht allzu großen Gärten auch gegen den Sturm etwas Schutz gewährt. Alle haben hinter dem Haupteingang eine breite, lange Lehndiele, beiderseits mit Viehständen. Im Sommer stehen sie meist leer, denn Kühe und Pferde gehn auf die Weide. Die Stallung ist gar nicht groß genug für die vielen Häupter, die im Sommer aufgezogen und gemästet werden. Im Herbst kommen Viehhändler und holen weg, was der Bauer nicht überwintern kann. Die Aufzucht von Pferden und Kindern, die Mästung von Ochsen und Kühen sind das wirtschaftliche Rückgrat für die Landwirtschaft der Marschen. Dazu bieten sich ihr die unabsehbaren Weideflächen dar, strotzend von grünem Gras und gelben Butterblumen. Weithin dehnt sich der Horizont, hier und da ein fernes Dorf am Deich liegend, auf der andern Seite der „Geest“ rücken, d. h. der Rand des unfruchtbaren diluvialen Sandes. Der Himmel spannt einen weiten Bogen, und Wolken von einer das Auge des Landschaftsmalers in Entzücken setzenden Markigkeit kommen majestätisch herangezogen und entschwinden allgemach dem Auge. In all dem Sonnenglanz und Verchenjubiläum — dieser und ein fernes Kuhgebrüll ist der einzige Ton, der die vollkommene Stille unterbricht —, in dem feinen Spiel des Lichts und der Farbe ist das eine Szenerie, deren Schönheit dem neuen Ankömmling nicht gleich aufgeht, die man aber bei näherem Eindringen

wohl zu würdigen weiß. Man begreift auch, wie der Marschbewohner, der Niederdeutsche überhaupt, an dieser Landschaft hängt — und an dem Dichter, der ihn so oft zur Liebe für die Heimat ermahnt hat.

Hermann Allmers wurde am 11. Februar 1821 geboren: das einzige Kind seiner Eltern. Er kam so zart auf die Welt, daß niemand glaubte, er werde am Leben bleiben. Dazu war sein Gesicht durch eine Hasenscharte sehr entstellt; man glaubte, es liege ein Unglückskind in den Windeln, und doch stand eine gütige Fee an seiner Wiege, die ihm verlieh, daß ihm sein Unglück zum Glück werden solle. Statt eines Marschenbauers wurde ein Dichter aus ihm; statt eines Menschenfeindes eine Natur voll warmer Freundschaft und Hingebung, voll Güte und Opferfähigkeit; statt eines menschengemiednen Griesgramms ein von Volksliebe umfluteter Optimist. Für die Dorfschule schien er wegen seiner Zartheit und des Mundschadens ungeeignet. Man gab ihm einen Hauslehrer, und später kam er zu einem Bremer Naturwissenschaftler, dem Konservator der Museumsammlungen, ins Haus. Seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse sind ein wichtiger Zug in seinem Wesen. Er hat sie später auf den Universitäten von Jena, Berlin und München vervollständigt, sie waren wesentlich für sein „Marschenbuch.“

Schon in seiner Jünglingszeit entstanden manche hübsche Lieder. Doch sollten Reisen nach Mittel- und Süddeutschland bis nach Oberitalien seinen geistigen Horizont sehr erweitern und auch das Samenkorn des Genusses und der Freude an der bildenden Kunst in sein Gemüt legen, das hernach so reiche Frucht trug. Im Jahre 1845 heimgekehrt beteiligte sich Allmers schon am litterarischen Leben in Bremen. Aufsätze und Gedichte erschienen, auch der prächtige Studentengesang „Dort Saaleck, hier die Rudelsburg“ entstammt schon dieser Zeit. Die politische Bewegung von 1848 fand den stark für Freiheit und Recht und in Teilnahme für die Unbegüterten und Bedrückten erglühenden Mann im Lager der äußersten Linken. Noch jahrzehntelang nachher grollte er, die Professoren hätten die Schuld, daß der Frühling nicht zum Sommer geworden sei. Er selbst widmete sich mit vollem Eifer den Angelegenheiten seiner Gemeinde und wurde Deichhauptmann.

Mehr und mehr reifte in ihm der Entschluß, seine Marschenheimat der Welt in einem eignen Buche zu schildern. Er machte eingehendere Studien, geschichtliche, „volkskundliche“ (das Wort gab es damals noch nicht, aber diese Wissenschaft verdankt Allmers wirklich viel), auch was das wirtschaftliche Leben der Marschenbewohner angeht. Er durchreiste das ganze Gebiet, und da er die allgemeinen Kenntnisse hierfür gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hatte, so fand er überall das Spezielle und Charakteristische schnell heraus. Er hatte einen merkwürdig offenen Blick dafür. Daraus erwuchs dann sein „Marschenbuch,“*) das ihn zuerst in weiten Kreisen bekannt gemacht hat. Es ist eine der frühesten Leistungen heimatlicher Volkskunde, auch eine der besten, wenn man die eigentliche Geschichte ausscheidet, denn für Quellenkritik hatte

*) Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. Vierte, durchgesehene Auflage. Oldenburg, Schulzische Hofbuchhandlung, 1902.

er doch nicht genügende Vorkenntnisse. Ohne lehrhaft und systematisch zu sein, vielmehr in freier, man kann wohl sagen künstlerischer Form schildert Allmers Land und Leute der Marschen, ihr alltägliches Ringen mit den Hochwassergefahren, die furchtbaren Deichbruchkatastrophen, das Erwerbsleben des reichen Marschbauern, des Stromfischers, des Tagelöhners usw., das Gemütsleben, die Häuslichkeit, die Sitten, die Pflanzen- und Tierwelt. Was heutzutage einen so breiten (zu breiten) Raum in gewissen Zweigen der Litteratur einnimmt, der Kultus der engsten Heimat, das tritt uns in den hingebungsvollen Schilderungen des Marschenbuchs in liebenswürdigster Weise entgegen. Es war ein „Erfolg.“ Allmers war ein berühmter Mann. Und der Erfolg behauptete sich, wie wiederholte Auflagen des Buchs beweisen.

Doch in seinem Autor lebte noch ganz etwas anderes als Heimatkunde. Zunächst ein Dichter. Allerdings hat Allmers am fastalischen Quell nur genippt. Sehr produktiv ist er niemals gewesen, und daß auch nur einzelne seiner Schöpfungen unsterblich seien, ist wenig wahrscheinlich. Aber wem auch nur einige Tropfen des olympischen Wassers über die Lippen gelaufen sind, in dem leuchtet doch gelegentlich die poetische Empfindung so stark auf, daß daneben alle matte, angelernte Kunst der Versifuge verblaßt. Die Liebe hat sein Gemüt wenig gestört, und er hatte deshalb keinen Grund, sich mit Liebesliedern an ihr zu rächen. Aber er hat wundervolle Balladen gemacht; die des Thorbarden Bernolef, der zum Christentum übergetreten war und im Gewitter auf dem Hünenstein in weiter Heide seinen alten Heidengott wieder zu erkennen glaubt, ihn mit einer schwungvollen Ode ansingt und vom Blitzstrahl getroffen zu Boden stürzt, ist doch eine wahre Perle echter Balladenkunst. Stark ausgebildet war des Dichters Sinn für das Sentenziöse, sei es in eignen Sprüchen, sei es in größerm Zusammenhange. Den alten friesischen Spruch: „Lieber tot als Sklav,“ der ihn, wenn er darauf zu reden kam, bis zur höchsten Begeisterung hinreißen konnte, hat er wiederholt behandelt.

Du prächtig Wort: „Lieber tot als Sklav!“
 O brause du wie Nordlandssturm
 Durch alle deutschen Herzen hin,
 Vom meerbespülten Friesenland
 Bis zu der Alpen Hochgebirg.
 Und von den Alpen bis ans Meer
 Erdröhne donnernd wieder her,
 Rings alles rüttelnd aus dem Schlaf,
 Du stolzes Wort: „Lieber tot als Sklav!“

Es war in den fünfziger Jahren, in der vollsten Reaktion nach Omütz, als Allmers so sang. Mächtig ergriff ihn auch der tragische Heldenkampf der Stedinger, seiner friesischen Stammesgenossen am andern Weserufer in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Die Dominikaner waren ins Land gekommen, um überall der Ketzeri nachzuspüren und die unbedingte Herrschaft der Kirche herzustellen. Wegen einer lächerlichen Lappalie wurde der Kirchenbann über das Stedingerland verhängt, und als die trotzigigen Bauern noch nicht nachgaben, vom Erzbischof von Bremen der Kreuzzug gegen sie gepredigt.

Nun witterten die Geier Nas. Das elendste Gefindel an Rittern und Mannen, schon im voraus von der Kirche sündenfrei gesprochen, stellte sich dem Bischof und den dominikanischen Eiferern zur Verfügung. Die benachbarten Grafen waren auch dabei, um unter dem Segensspruch der Kirche freies Bauernland zu rauben. Dritthalb Jahre erwehrten sich die „Reber“ in ihrem nassen, von Gräben durchschnittenen Lande der fanatisierten Scharen. Am 27. Mai 1234 erlagen sie diesen, als sie auf einer Schiffbrücke den Fluß überschritten hatten. Ein gräßliches Morden und Rauben begann; Frauen und Kinder wurden nicht geschont; ein großer Teil der Bevölkerung wurde ausgerottet. Noch heute kann man an diese That nicht denken, ohne daß sich einem vor Abscheu und Empörung das Herz im Leibe umwendet. Das Ereignis ist mehrfach von Dichtern behandelt worden, keinem ist es recht geglückt, ein Epos daraus zu machen; auch Allmers nicht. Er kam auf den sonderbaren Gedanken, die Reden in plattdeutscher Sprache wiederzugeben, den verbindenden Text aber hochdeutsch. Das floß und schmolz aber nicht recht zusammen. Wir geben eine Probe.

Da rief ihm alles jubelnd zu:
 „So mot et syn! Ja, Necht heft du!
 Wi moten dem Bischof lehren un wisen,
 Dat wi noch syn de olen Friesen.
 Is unse Freiheit fort, is alles fort;
 Lewer dod as Sklav, dat is unse Wort!“
 So riefen sie laut, so riefen sie alle,
 Und es dröhnte und schallte die Kirchenhalle.

Allmers hat sich selbst nicht getäuscht, daß die zweierlei Mundart doch auf die Dauer nicht zu ertragen sei. Er hat das Epos nie vollendet, auch nie den Versuch gemacht, es einheitlich umzugießen. Vielleicht ist ihm auch zum Bewußtsein gekommen, daß ihm die Kraft, ein Epos im großen zu gestalten, nicht ausreichend gegeben war.

Auch wenn er die Heimat ansingt, bleibt er mit seinen Gedanken noch in dem Bannkreise, den wir schon kennen. Brächtige Worte stehn ihm dafür zu Gebote:

Gern bin ich allein an des Meeres Strand,
 Wenn der Sturmwind heult, und die See geht hohl,
 Wenn die Wogen mit Macht rollen zu Land,
 O wie wird mir so kühn und so wonnig und wohl!

In dem Dichter Allmers steckte nicht bloß der Heimatdichter, sondern namentlich auch ein Freidenker, ein Stück von einem Philosophen. Der radikale Flügel des Hegelianismus hat auf ihn gewirkt, namentlich Arnold Ruge; wenn ich nicht irre, hat er diesen 1849 vor seinen Verfolgern verborgen gehalten, doch bin ich meiner Sache nicht sicher. Ebenso bedeutungsvoll war die Freundschaft, die er im Winter 1858/59 in Rom mit dem Naturforscher Ernst Haeckel schloß. Er kam sehr bald dazu, die Kirche völlig zu negieren. Er geriet durch seine gänzlich freigeistigen Gedichte, Schriften und Handlungen schon in den fünfziger Jahren mit der intolerant orthodoxen Kirche in Konflikt. Sie weigerte ihm das Abendmahl, was ihm natürlich

wenig ausmachte; bei seiner Neigung zu theatralischem Wesen „gab er sich selbst das Abendmahl,“ was unter gewissen Bedingungen kirchenrechtlich zulässig sein soll. Er bekannte sich nicht etwa zu dem damals aufstrebenden liberalen Protestantenverein, sondern machte, obwohl seine Mutter eine Pastorentochter war, reinen Schnitt. Davin hat er sich nie beirren lassen, so viele Anstrengungen auch gemacht wurden, ihn wieder in den Schoß der Kirche zurückzuführen. In der „Weihe eines jungen Erdenbürgers“ machte er den Versuch, ungläubigen Familienkreisen einen Ersatz für die Taufe zu geben, ein Versuch, der natürlich fehlschlagen mußte.

In den fünfziger und sechziger Jahren erregte diese Haltung Aufsehen. Die politische und die geistige Entwicklung drängten die Gemüter in eine andre Richtung. Das hat Allmers verkannt, als er noch 1889 mit derselben Emanzipation von der Vormundschaft der Kirche Effekt zu machen glaubte. Er gab ein Bändchen Gedichte „Fromm und frei“ heraus, die aber ziemlich spurlos vorübergingen. Zur Kennzeichnung seiner Ansichten geben wir daraus ein Verslein wieder:

Wer fromm das heilige Dogma glaubt,
Sei glücklich, daß er's glauben kann;
Wer kraftvoll sich davon befreit,
Sei glücklich, daß er brach den Bann;
Und doppelt glücklich, jeder sei's,
Daß er den andern glücklich weiß.

Gehe ich eine andre Seite der poetischen Natur unsers Freundes berühre, muß ich etwas weiter ausholen. Er war niemals ein einseitiger Romantiker, Germanist und Lobfänger der Heimat. Schon in seinem ersten Münchner Aufenthalt war er zu der bildenden Kunst in ein vertrautes Verhältnis getreten. Er umspannte alle ihre Perioden, nur hörte sein Interesse auf, wenn man an die allerhöchsten Gipfel kam. Aber das Emporstreben zog ihn mächtig an. An den kindlichen Ausdrucksmitteln, z. B. den Klobigkeiten kleiner Kirchen romanischen Stils, oder byzantinischer Freskomalereien, an den langen schmal-schultrigen Gestalten der Gotik, an der Herbigkeit altflorentinischer Malerei konnte er ein unbezähmbares Gaudium haben. Und dann ahmte er mit seinem großartigen mimischen Talent — ausgebildet wahrscheinlich durch seinen Mundschaden und die Notwendigkeit, seinen Worten durch Gesten Nachdruck zu geben — und seiner grotesken Figur den Ausdruck byzantinischer und gotischer Heiligen in einer Weise nach, daß die anspruchsvollste Gesellschaft bis zum Versten lachen mußte. Genug, schon die Antike begeisterte sein der Begeisterung so sehr fähiges Gemüt. Zeitweilig lebte und webte er in ihr. Dann schwelgte er wieder in andern Stilen. Für die ganze Kunstgeschichte entbrannte sein Herz. Als er 1858 zum viertenmal in München weilte, entschloß er sich, über die Alpen zu gehn und einen Winter in Italien zu verweilen. Wenn man ihn noch in spätern Jahren von Stalien, von seinen Lieblingsstädten Verona, Bologna, Rom schwärmen hörte, so konnte man über die tiefen, glühenden Eindrücke staunen. Und wie er damals auf der Höhe seiner geselligen Talente stand, so fand er auch in Rom die beste und

dankbarste Gesellschaft. Er war in stetiger Verbindung mit seinem Freunde Ernst Haeckel, dem Maler Willers und dem Bildhauer Kropp, dem Philologen Detleffen und vielen andern. Er war auch selbst Mitbegründer der berühmten Colonnagegesellschaft.

Nach seiner Heimkehr verfaßte er nach Erinnerungen und Aufzeichnungen das Buch, das ihn am meisten bekannt gemacht hat: *Römische Schlendertage*, das 1896 schon die neunte Auflage erlebt hat, was bei der Breite der deutschen Litteratur über Italien viel sagen will. Es ist so recht ein Buch für den behaglich genießenden Romfahrer, der gern allerlei lesen will, was auf gründlicher Kenntnis beruht, ihn selber aber nicht mit Lehrhaftigkeit und Systematik heimsucht. Allmers schlendert in Rom umher, und bei seiner staunenswerten Empfänglichkeit sieht er viel mehr als andre Menschen. Und er sieht das, was jeden interessiert, keine trocknen fachmännischen Dinge. Ohne gesuchte Wigereißerei weiß er mit äußerster Behaglichkeit über das alte Rom, das Rom des Mittelalters und der Renaissance, sowie das zeitgenössische zu plaudern. Er geht mit uns durch Natur und Kunst, durch die Ruinen der Cäsarenpaläste, die Katakomben, das Ghetto, die Paläste und Villen, die großen und die kleinen Kirchen, die Volksbelustigungen und Friedhöfe. Und manches Thema gestaltet sich ihm dabei zu einem prächtigen, stimmungsvollen Gedicht. Der Marschdichter sang nicht bloß von Deichen und Strohdächern, von der Stedinger Kampf und der Freiheit des Denkens, auch die klassische Kunst, die Romantik der Landschaft, das italienische Volksleben hatten es ihm angethan.

Ja er wagte einen noch viel kühnern Sprung. Goethe hat in seiner Italienischen Reise die Skizze zu einem Drama „Elektra“ hinterlassen. Orestes und Iphigenia kommen aus Tauris heim und erliegen beinahe dem furchterlichen Mordbeil des Atridenhauses, das die leidenschaftliche Elektra, die die Geschwister nicht erkennt, gegen sie schwingt. Im Augenblick der höchsten Katastrophe löst sich der Knoten. Es ist Allmers vollkommen gelungen, sich in den Geist der Goethischen Auffassung von der Antike hineinzufinden. Aber weiter kommt er nicht, und damit ist ihm das Urteil gesprochen. Man setze dieses nachempfundene Werk der Ursprünglichkeit der Iphigenia an die Seite, und die Unermeßlichkeit des Abstands ist dargethan. Es ist einigemale dem Dichter zu Ehren aufgeführt worden, ein weiteres Leben führt es nicht.

Damit ist der nicht große Kreis der wichtigen Allmers'schen Schriften umschrieben. Denn was draußen liegt („Harro Harresen, eine Alpen- und Marschengeschichte,“ ferner „Hauptmann Böse, ein Buch für das deutsche Volk“ und einige Kleinigkeiten) bedarf keiner eingehenden Würdigung. Man wird vielleicht staunen, daß damit ein Mann dieses Maß von Popularität errungen hat, das ihm zuletzt eigen war.

Es war der Mensch Hermann Allmers, der aus seinen Werken heraus lebte und leuchtete. Darin liegt das ganze Geheimnis. Einen Punkt haben wir schon im Eingang berührt: er war der Priester des Heimatkultus, eine Art Patriarch der ganzen Gegend. Aber das wurde er erst sehr spät, eigentlich erst auf Grund seines Ruhmes. Die Anfänge seiner Popularität wurzeln

ganz und gar nicht in dem Verständnis der niederdeutschen Bauern und Kleinbürger für ihn. Das kam erst ganz spät. Wenn man ein Jahr setzen soll — natürlich fing die Sache nicht eines Tags plötzlich an —, so kann man vielleicht 1880 nennen. Aber schon 1860 war Allmers der erklärte Liebling geistig hochstehender Kreise, die keinerlei Heimatkult betrieben, schon weil sie aus allen Weltgegenden zusammengewürfelt waren. Außer der Colonnagesellschaft in Rom nennen wir das „Krokodil“ in München. Das waren Leute, die sämtlich mit der Zunge fertig werden konnten, und die zu Allmers tiefe Zuneigung faßten, nicht weil er aus einem strohgedeckten Bauernhause stammte, sondern weil er an Humor in der Gesellschaft, an sprühendem Geist bei herüber und hinüber blitzendem Gespräch alle übertraf. Er hatte ein großartiges schauspielerisches Talent. Wäre er bei seiner Begabung körperlich normal gewesen, er wäre ein Meteor am Theaterhimmel geworden. Das Groteske in seiner Figur, der hünenhafte Mensch mit dem großen Kopf, dem spärlichen hellgelben Haupthaar, dem abenteuerlich gebildeten Munde, die schwer verständliche Sprache, das alles trug viel dazu bei, die Empfänglichkeit des Publikums zu wecken. Einst trat er mit einer Dame in den schon überfüllten Hofbräukeller in München. In seiner lebhaften, lauten Weise fing er an zu sprechen und zu gestikulieren. Darauf wurde für einige Minuten der Hofbräukeller still — wer die Verhältnisse kennt, weiß danach, welches Staunen der fremde Gast erweckt haben muß. Seine hellen Augen waren nur klein, aber wer darin zu lesen verstand, fühlte die Geistesfunken, die daraus hervorblitzten. Und nun wenn er sang! Bei ernstem inbrünstigen Liedern war er tief ergriffen. Am größten war er bei Mtkliedern, z. B. dem berühmten „Wer war jemals wohl so frech, wie der Bürgermeister Tschsch“, oder „Es waren einmal zwei Knaben, die hatten ein Mädchen so lieb.“ Es giebt Leute, die können mit Hand und Mund und Fuß und Ellenbogen ganze Orchesterstücke mit ihren Klangfarben aufführen. Allmers konnte derartiges in der Mimik leisten. Im Bürgermeister Tschsch z. B. sah man alle Beteiligten aufmarschieren, erst den „niemand, der Böses dacht,“ dann „kam ein Mann im grauen Mantel,“ dann den erst „noch etwas dämlich aussehenden,“ ferner den tief erschrocknen, hernach aufatmenden König, den gepackten Wüterich, die keilenden Gendarmen, den nicht in Berlin befindlichen Duncker usw. Es hat wohl niemand gegeben, der sich der überwältigenden Komik hätte entziehen können, niemand, der den Vortrag nicht gern noch einmal gehört hätte, und wenn er ihn noch so oft gehört hatte. Jahrzehnte sind vergangen, seit er, zum letztenmal den Bitten seiner Freunde nachgebend, das Lied gesungen hat.

Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Hermann Allmers war eine Persönlichkeit. Im Leben wirkte er viel mehr als seinen Schriften je beschieden sein wird, wo er nicht mehr als die Persönlichkeit von Fleisch und Blut hinter ihnen steht. Auch in seiner Gesinnung war er ganz und gar er selbst. Seine Gutmütigkeit artete in Charakterchwäche aus. Sein väterliches Erbe war ein sogar für großbäuerliche Ver-

hältniſſe anſehnliches Vermögen. Eine Weide nach der andern verkaufte er, um in Not geratenen Freunden zu helfen. Von ſeinen ihm geiſtig gleichſtehenden Künſtler- und Schriftſtellerfreunden hat niemals einer ſeine Mißthätigkeit in Anſpruch genommen, geſchweige denn mißbraucht. Aber bis zu ſeinem hohen Alter hin war er das Opfer von Schmarozern, die ſeine Schwäche ausbeuteten. Er ſelbſt hatte nicht die Kraft, ſolche Leute abzuschütteln; noch in den letzten Jahren bedurfte es großer Anſtrengung von Verwandten, ſolches Geſicht unſchädlich zu machen. Dem Bittenden verſagte er nie die Gabe. So ſchmolz ſein Vermögen ſtark zuſammen.

Unverdroſſen gab er ſich hin, wenn er einem Freunde nützen konnte oder nützen zu können glaubte. Dann lief er zu Miniſtern und Millionären, zu Behörden und zu Privatleuten, um durch ſeinen Einfluß irgend einem „wackern Kerl“ (das war ſein ſtehender Ausdruck) vorwärts und zu der allemal „wohlverdienten“ Anerkennung zu verhelfen. Und es war ſeine höchſte Wonne, ein wahrhaft reines Herzensvergnügen, wenn er einem Manne von wirklichem Nutzen geweſen war. Damit war eine Charakterschwäche nahe verbunden. Er ſonnte ſich ſo ſehr in dem Glanze, der Helfer verkannter Talente oder ſonſt „wackrer junger Kerle“ zu ſein, daß er nicht gerecht und ehrlich dem Hilfesuchenden ſagte, wie er über ſeine Ausſichten, ſeine Talente dachte, ſondern ihm ohne weiteres ein glänzendes Zukunftsbild ausmalte und von vornherein in Begeiſtung geriet über die durchſchlagenden Erfolge, die ſein neuer Freund einſt erringen werde. Und wenn das Talentchen noch ſo klein war, Allmers konnte ſchwelgen in dem Traum von dem Siegeszuge, den es machen werde, und von dem Glanze, der auf ihn, als den Förderer, fallen werde. Die Wirkung auf ſchüchterne junge Leute kann man ſich denken. Nicht wenige ſind mit ganz andern Anſichten über ſich ſelbſt aus ſeinem Hauſe weggegangen, als ſie gekommen waren. Er blieb ihr Abgott. Seine Popularität wuchs damit unermefſlich. Ob die kleinen Talente wirklich Urfache hatten, ihm dankbar zu ſein, wenn er ſie veranlaßte, auf einen philiſterhaften bürgerlichen Beruf zu verzichten und der Kunſt oder der Litteratur nachzugehen, iſt eine andre Sache.

Wir können von dem Manne nicht ſcheiden, ohne ſeines Hauſes, ſeines „Marſchenhofs“ zu gedenken. Das väterliche Haus war wie alle der Gegend: vorn die lange Diele, zu beiden Seiten Viehſtände; quer davor die Wohn-diele mit den Schlaf- und Wohnzimmern, alles zu ebner Erde; der Herd mit offenem Rauchfang mitten in der Wohn-diele. Das war ihm zu eng. Er baute ein zweites Stockwerk, legte den Herd in eine eigne Küche und ſchuf dadurch die Wohn-diele zur „Halle“ um. Hier an den eichengetäfelten Wänden hatte er ſein „Schartekum,“ alte Geräte, Waffen, Wappen, ein Harmonium, auf dem er gelegentlich, namentlich am Weihnachtsabend vor ſeinem Gefinde, muſizierte. Auch in den gewonnenen neuen Zimmern hatte er Sammlungen, die ſich auf ſeine Reiſen bezogen, Gipsabgüſſe nach Antiken, Mineralien, Zeichnungen, Photographien, Stiche uſw. In ſeinem gaſtfreien Hauſe ging es von guten Freunden aus und ein, manche wohnten längere Zeit bei ihm. Die Maler vereewigten ſich dort auf ihre Weiſe. Fr. von Dörnberg und Otto Knille zeichneten auf Wandkartons die Geſchichte der Marſchen von der Römer-

landung bis zur Ochsenausfuhr. Arthur Fitzger malte im „Saal“ einen antifizierenden Plafond und über dem Kamin eine Frau Saga. Der Marschenhof mit seinen Sammlungen soll nun zum Besten der Bevölkerung der Gegend erhalten werden. Auf dem Deich vor seinem Hause hat er eine Nische mit einem Mosaikbildnis Karls des Großen aufgestellt. Es war sein Lieblingsgedanke, daß der Frankenkönig bei seinem Heimatdorfe die Weser überschritten habe. Nach den Chronisten soll das bei Alisne geschehn sein; Rechtenfleth gegenüber liegt ein altes Dorf Alsen; darin erblickte er Alisne. Er selbst mußte freilich später die Berechtigung von Zweifeln zugestehn, denn in dem damals noch uneingedeichten Lande konnte kaum ein „Dorf Alisne“ liegen. Seinen mildthätigen Sinn bekundete Allmers noch in seinem Testament, denn von seinem sehr zusammengeschmolzenen Vermögen sind noch Legate für die Bedürftigen Rechtenfleths ausgesetzt.

Diese werden den Mann mit dem überquellend warmen Herzen nie vergessen; der freiesische Stamm wird in ihm immer seinen Herold sehen; der Same seiner Schriften wird wohl nie üppig ins Kraut schießen, aber auch nie untergehn. Untergehn muß das, was von dem lebendigen Menschen untrennbar war, und was seine Freunde am allermeisten an ihm schätzten: der geistprühende Mann, der bezaubernde Gesellschafter, der aus Ull und Grandezza zusammengesetzte Mimiker.

E. A. v. d. Weser



Geschwollen



er von dem Gefühle der eignen Wichtigkeit, Klugheit oder Schönheit so durchdrungen ist, daß sich die von ihm dabei erlittne Einbuße an geistigem Gleichgewicht auch äußerlich im Ausdruck des Gesichtes, in der Rede, im Gang oder in der Haltung kundgibt, ist geschwollen. Geschwollensein ist demnach eine Störung des geistigen Gleichgewichts, ein Pathos, dem jeder ausgesetzt ist; wir werden jedoch als besondere Abarten chronisches, berufsmäßiges und dekoratives Geschwollensein unterscheiden müssen.

Was den Ausdruck an sich anlangt, so halten wir ihn bis auf weiteres für hyperbolisch, da wir trotz aufmerkamer Beobachtung ein körperliches Anschwellen der Befallnen in keinem Falle wahrgenommen haben. Die verminderte Grazie und Beweglichkeit, die das Geschwollensein der Natur der Sache nach im Gefolge hat, können leicht das Volksgaue getäuscht haben und ihm als körperliches Anschwellen erschienen sein. Zudem liegt es auf der Hand, daß eupetische, behäbige, mit sich selbst und mit der Welt zufriedne Leute, die gut bei Leibe zu sein pflegen, und zu denen schon Julius Cäsar berechtigtes Vertrauen hatte, dem Geschwollensein mehr ausgesetzt sind als magere, grätige Geschöpfe, die obendrein — ein Raffinement von Selbstbeherrschung und Tücke — es verstehen sollen, in heimlicher, das heißt äußerlich nicht wahrnehmbarer Weise geschwollen zu sein. Da demnach die äußern Symptome des Geschwollenseins leicht irre führen können, und man bei oberflächlicher Beobachtung einen Mann für „geschwollen“ halten könnte, dessen Beweglichkeit nur durch zu schweres Blut oder Fettleibigkeit beeinträchtigt wird, so empfiehlt es sich, das Wort „geschwollen“ mit dem Hilfszeitwort sein nur zu gebrauchen,